

schen heißt: Erkennen und meistern. Man könnte die Gifte den Gesamtangriff chemischer Kräfte auf den Chemismus des Lebens nennen. Die gefährlichsten sind nicht die starken Säuren, sondern die winzigen Bakteriengifte. Das Wissen macht uns kühl und vorsichtig.

Religiöses in zwei modernen Romanen

Von Hubert Becher S. J.

Es mehren sich in den modernen Romanen Beispiele, die zeigen, daß auch das Religiöse wieder mehr Eingang in die Dichtung gewinnt. Offenbar hängt diese Tatsache mit der Abwendung vom Naturalismus zusammen. Doch ist damit noch nicht der echte Sinn für das Übernatürliche gewonnen. Oft handelt es sich um nichts anderes, als um das rationalistische Unternehmen, das Religiöse psychologisch zu erklären und seine „unterbewußten“ Quellen zu fassen. Es hat zum Beispiel W. v. Scholz an seinen Stoffen „Perpetua“ und „Der Weg nach Ilok“ gereizt, zu versuchen, das Mystische der religiösen Hellscherin zu entwirren oder das Wunder einer Erscheinung wie Johannes Capistran verständlich zu machen in der Analyse des Heiligen und der Volksseele, die ihn trug, erhob und, wie Scholz meint, verwirrte. Obwohl eine solche Auflösung allem Heiligen nicht gerecht werden kann, offenbart sich doch große dichterische Einfühlungskraft und werden wir auf Zusammenhänge des Irdischen und Überirdischen aufmerksam.

Die dichterische Nachzeichnung ging auch wieder daran, das Leben Christi sich zum Vorwurf zu nehmen. Neben historischen Romanen versuchte man, Christi Leben in die Gegenwart und in andere Umwelt zu versetzen, um ihn uns näherzubringen. An Timmermans oder auch Wittig sei nur erinnert. Am meisten Aufsehen erregte G. Hauptmanns „Narr in Christo Emmanuel Quint“, der das öffentliche Leben des Heilandes nachzuzahlen sucht. Man weiß nicht recht, hat den Dichter die Absicht geleitet, das religiöse Gefühlsleben der Bewohner der schlesischen Berge und der Lausitz zu zeichnen, dem Böhme, Czepko, Weigel und so viele pietistische Sekten diesseits und jenseits der Grenze entstammen, oder stehen wir hier vor dem rein gedankenmäßigen Unterfangen, etwas wie eine Christuslegende zu schreiben. Es war ja noch die Zeit, da rationalistische Erklärungsversuche Leben und Wunder des Heilandes natürlich zu deuten versuchten. Jedenfalls arbeitete Hauptmann mit viel Bewußtheit an seiner geschickten, halb blasphemischen Zusammenstellung, hinter der der überlegene Spötter stets sichtbar bleibt.

In diesem Jahr hat es Otto Brües unternommen, die Kindheit Jesu von der Auserwählung seiner Mutter bis zur Flucht nach Ägypten (Hunsrück) ins Jahr 1758 und auf rheinischen Boden zu verpflanzen¹. Zwischen Köln und Bonn liegt Nazareth, Köln ist Jerusalem, Bonn Bethlehem. Es fehlen nicht Simeon und Anna; das wunderlichste sind die Heiligen Drei Könige: chinesische, afrikanische und holländische Kauffahrer, die mit abenteuer-

¹ Die Wiederkehr, Roman von Otto Brües, Berlin 1932, G. Grote. Geb. M 5.80.

lichem Schmuck den Rhein heraufsegeln, bei Godorf landen und neben orientalischen Schätzen Alkmaarer Käse und Sluise Hopjes schenken. Im Mittelpunkt der Wiederkehr steht als Herodes Kurfürst Clemens August, der den Schriftgelehrten — Kanonikern aus Köln, Münster und Paderborn — die Gewissensfrage stellt, ob es möglich sei, daß Christus wieder unter ähnlichen Umständen geboren werde.

Mit gewollter Einfachheit und Schlichtheit, die auch den Ton des evangelischen Berichtes nachzuahmen sucht, wird alles erzählt, was Maria und Joseph, Neeres, Jean, Schmitz usw. an und um sich erfahren haben. Aber man merkt leider, daß es gesuchter Ton ist und gekünstelter Stil, der dem Verstand, nicht der dichterischen Schau entspringt. Erst recht wird dies fühlbar, wenn die Gegenseite, die Pracht des Barocks am Kurfürstenhof in Brühl, mit Hof- und Stallmeister, Ehrenkompagnien und Falkenieren in der Dichtung wiedererstehen soll. Zwar wird man Stuck, Marmor und Putten, die Hofgesellschaften, Oper und Theater auch in der schlichsten Sprache verlebendigen können, aber dann muß der unmittelbare Dichter sprechen. Der fehlt nicht in diesem Buch, aber man muß ihn anderswo suchen.

Nicht die Wiederkehr der Heilsgeschichte ist der eigentliche Gegenstand des Romans, sondern die Frage: Wie stellt sich der Kirchenfürst, der die Pracht seines Jahrhunderts mit fürstlicher Größe und Unabhängigkeit steigert, dem Religion der kirchlichen Herrschaft gleich ist, zu dem einfachen, armen, unscheinbaren Gottessohn, der die Kirche stiftete und ihr Mittelpunkt und Leben ist? Das hat Brües als Frage gesehen, vielleicht noch mehr mit dem rechnenden Verstande des unreligiösen Menschen als mit der unmittelbaren Einsicht. Aber Kern dieses so zugespitzten Vorwurfs seines Romans ist die allgemeine moderne Not: Wie steht organisierte Kirche mit ihren Behörden und Dienern, ihrer äußern Entfaltung — Brües zeichnet sich im allgemeinen nicht unwürdig — zur Armut des ersten Evangeliums? Wie steht der einzelne Mensch, der im Besitz der irdischen Mittel recht und gut lebt, zum ganzen Ernst des Opfers, das mit göttlicher Majestät einlädt, sich zu beugen? Ich möchte annehmen, daß hier auch der aus dem Innern schöpfende Dichter Brües schreibt. Es ist wahrlich eine Aufgabe, die eines Dichters würdig ist. Und wo in der Reiherjagd Clemens August, aussi Clément qu'Auguste, symbolisch um den Sinn seines Lebens kämpft und schließlich im Tod den Glanz seiner kurfürstlich wittelsbachischen Macht für „eine einzige, geringe und späte Erkenntnis“ hingibt, eben für „die Bereitschaft für das Göttliche“ auch in armer Kindesgestalt, da kennt Brües kein Klügeln mehr, da ist er Stimme eines Höheren. Hätte er seinen Sinn ganz auf dieses eine Ziel gerichtet, vielleicht wäre ihm eine ganze Schöpfung gelungen.

So aber bietet der Roman das Schauspiel einer Geschicklichkeitsleistung, die durch Kühle und Ruhe der Wortgebung den Eindruck des Selbstverständlichen erwecken will; als wenn das Wunderbare der Geburt unseres Herrn ohne Wunder wiederkehren könnte, da sie allein durch das Zusammentreffen merkwürdiger Umstände und einfacher gottgeführter

seelischer Erlebnisse verwirklicht wurde. An diesem harten Urteil kann nichts ändern der Hinweis auf die Zeichnung der rheinischen Landschaft mit ihrem sonnenüberglänzten Strom und seinem Saum von Dörfern und Städten, Wiesen und Wäldern. Auch die alten deutschen Maler haben Bethlehem und seine Geheimnisse mit dem Schmuck ihrer und unserer Heimat umgeben, aber es war ihr Glaube an das leuchtende Antlitz des Gotteskindes, der ihre Hirten und Könige, Wiesengründe, Burgen und Dome in unvergängliche Farbenpracht kleidete.

Der Dichter ist Prophet, der die Wirklichkeit deutet und sie geistig erneuert. Um so größer ist er, je voller er den Reichtum der Gotteswelt mit ihren Abgründen und Gipfeln, ihren Ordnungen und Stufen in das Wort faßt, ganz aus der Ferne das ewige Wort nachahmend, durch das alles geschaffen ist.

Jakob Kneip² beginnt mit seinem Roman „Porta Nigra“ in Bekenntnis und Dichtung die Geschichte von dem Sohn des Gastwirts „Zum Hirschen“, dem Gott Vater eine besondere Berufung und große Aufgabe stellte, zu erzählen. Der sechzehnjährige Martin wird von seiner Mutter in jäher Not Gott zum Priestertum geweiht. Mit allen Fasern der Heimat verpflichtet, fühlt er doch die Sehnsucht nach der Ferne. Er läßt sich willig von dem geheimnisvollen Knecht und Diener Gottes Langguth in die Rätsel der Sprachen, der Natur, der Geschichte, der geheimen Welt einführen, zieht dann in die von den Heimatbergen aus lockende, in ihren Gassen aber dunkle und graue Stadt Koblenz. Im Haus eines Juden rührt ihn die erschütternde Geschichte des suchenden Judentums. Der mürrische Sonderling und Archivar Florian Kronstappen öffnet ihm und seinem Freund Hermann Weißenberg, dem Sohn eines evangelischen Pfarrers, die Wunder der rheinischen Geschichte. Der wegen Ungehorsams in den Ruhestand versetzte Pfarrer Goerdten führt sein Inneres und „mahnt ihn ohne Bitterkeit, die Fehler der Kirchenhüter niemals der Kirche selber zur Last zu legen. Und er schloß dann wohl lachend: „Es ist mit den Hierarchen wie mit den Monarchen. Sie vertragen keinen Widerspruch“.

Noch hängt er ganz an seiner Heimat und ihrem Leben; aber er folgt dem Willen der Mutter, den er sich zu eigen gemacht hat, ins Priesterseminar nach Trier. Dort sitzt er abends, grübelnd, daß er nicht mehr für das Diesseits da sei, und will doch nicht sein Recht auf das Leben opfern. „Da fiel sein Blick durch das offene Fenster auf das Chor der Kapelle... und er sah Gott, der aus dem Tabernakel zu ihm hinüberschaute und den Schlag und die Unruhe seines Herzens hörte. Da schämte er sich seiner Verzagtheit, und es wurde ihm offenbar, daß für diese Welt und ihre Lust zu leben nicht das Höchste sein könnte. Er sprang auf und war entschlossen, unter die Auserwählten und Heiligen zu treten, die als treue Jünger Gottes alles hinter sich gelassen und nicht umgeschaut hatten“ (369). Aber dieser Vorsatz befreit ihn nicht. Die Menschlichkeiten entfremden ihm immer wieder den neuen Beruf; Frauenliebe pocht an sein

² Porta Nigra oder die Berufung des Martin Krimkorn, Roman von Jakob Kneip. Leipzig 1932, List. Geb. M 5.80.

Herz. Ernst und offen legt er seinem Gewissensführer Goerdten seine Bedenken vor. Der rät ihm, vorläufig noch nach seinem Beruf zu streben, bis entscheidende Ereignisse eintreten. Kaum ist das Wort gesprochen, da kommt die Nachricht von der Kriegserklärung 1914. Martin legte die Soutane ab, trat auf den Oberst zu und sagte: „Ich melde mich als Freiwilliger“ (430).

Es geht um den Menschen in diesem Buch. Er entstammt dem Boden, der Landschaft, der Sippe, ist mit ihnen bis in seine geistige Spitze verwurzelt und verwachsen. Kneip spielt das Instrument der Sprache, das davon singen soll, mit der Sicherheit des Künstlers. Man hört es rauschen und rieseln; die Erde atmet, dehnt sich, ruht, spürt Lenz und Herbst: sie ist Mantel Gottes, buntgewebt, durchwärmt von seinem Herzen, durchflutet von seiner Schönheit. Die Menschen, die hier wohnen, Menschenleid tragend und Freuden kostend, Käuze und Könige, Sünder und Heilige, Gärende und Gereifte, sie alle spielen und weinen vor Gottes Antlitz, der sie schuf und behütet und seiner heiligen Reinhildis anvertraut. Diese warme Religiosität, die den Schöpfergott verehrt und preist, ist Kneip aus der Seele erwachsen.

Außer dieser natürlichen Welt mit ihrem Zauber und ihrer Sünde gibt es noch eine andere, die vorgibt, höher und heiliger und Gott näher zu sein, aber das Leben bedroht und den Menschen Martin zu entwurzeln scheint. Der geistliche Beruf, Diener der Kirche zu sein, ist nach dem guten Glauben des Volkes etwas unaussprechlich Großes. Martin wird dadurch bis ins Mark erschüttert, und wenn die Entscheidung auch noch nicht in diesem Band fällt, wir ahnen sie schon voraus. Nicht als ob Martin so dem Ich verhaftet wäre, daß er nicht den Mittlerberuf des Priesters ergreifen könnte; er lebt ganz für sein Volk, seine Heimat. Aber ihr als Priester zu dienen, bedeutet etwas Eigenes. Die tragische Spannung zwischen Natur und Glaube ist da. Wie wird sie entwickelt?

Hier ist es notwendig, zuerst als katholischer Mensch, nicht als literarischer Kritiker zu sprechen. Niemand kann daran zweifeln, daß Kneip mit einer gewissen ungelösten Bitterkeit und unfreien Eingengtheit von den Priestern und der Welt der katholischen Kirche schreibt. Das sticht stark ab gegen die liebevolle Versenkung in die Täler und Berge seiner Heimat. Ich denke dabei nicht daran, die Vorwürfe von vornherein als falsch zurückzuweisen. Zum wenigsten hätte der Dichter seiner Kirche dieselbe Weite schenken können wie dem Protestantismus und dem Judentum, wo er Gutes sieht, das auch wir gern und willig anerkennen.

Die Kritik an der katholischen Kirche erstreckt sich sachlich auf zwei Gebiete. Schwere Last ist ihm die Versteinerung ihrer hierarchischen Führer und der muffige Geist im Priesterseminar. Nun ist wohl niemand, der nicht auf die Verstrickung von Kirche und Gesellschaft in der Zeit gegenwärtigen Umbruchs leidvoll sähe. Dabei ist es Aufgabe der Kirche, die Wahrheit und das Gute der Vergangenheit zu bewahren. Zertrümmern ist nicht die Sache Gottes, sondern seines Widerparts. Und so handelt es sich heute darum, daß endliche, zeitgebundene Menschen sich innerlich frei machen, ohne im öffentlichen und im persönlichen Leben auf die For-

derungen zu verzichten, die die Kirche an die Gestaltung der Welt stellen muß, kraft ihres Dogmas, das Kneip nicht in Frage stellen will. Wenn er irgendwie deutlich gemacht hätte, daß er die ganze tragische Tiefe und Höhe dieser Aufgabe und Not erkenne, dann könnten wir ihm gern das Recht der Kritik zugestehen. So aber schieben wir seine Worte als Ungerechtigkeiten oder — Binsenwahrheiten beiseite, wobei nur die Bitterkeit als mildernder Umstand für den Dichter gilt.

Ähnliches gilt von der Zeichnung des Seminarlebens, der angeblichen Augendienerei, dem Spionentum und der Furchtpädagogik. Überflüssig ist es zu sagen, daß bei Erziehern und Zöglingen auch eines Priesterseminars Menschlichkeiten, Fehlgriffe, unreine Meinungen vorkommen und sich ungeläuterte Begierden im Spiel mit dem Sinnlichlockenden und den Aufwallungen ungebändigten Herrentums zeigen, — aber das ist, bei Gott, doch nicht das Wesentliche oder Einzige! Der Umstand, daß Kneip das Priesterseminar aus eigener Erfahrung kennt, mag Anlaß werden zu Urteilen, daß wenigstens damals das Leben so gewesen sein müsse, und Kneip ist verantwortlich, dafür Anlaß zu sein, wenn auch nicht für die Urteile selbst, die sich daran anschließen. Es scheint uns deshalb notwendig, seinen bekenntnishaften Äußerungen gegenüber ein Wort zu sagen über jene Zeit, wie sie im Andenken von Mitzöglingen Kneips weiterlebt. Von den Erinnerungen an den Dichter selbst kann hier natürlich nicht die Rede sein. Gerade damals muß eine besonders freie und frohe Jugend die Räume des Seminars belebt haben. In dem Kreis alter Kneipscher Bekannten, in den der Zufall den Schreiber hineinführte, lebt besonders das Andenken an den Regens Endres. Ein Mann aus begüterter Familie, der alles der Kirche und armen Seminaristen schenkte und bei seinem Tod nichts mehr besaß; ein Mann, der, gütig und weit, wohl für Ordnung unter den jungen überschäumenden Menschen sorgte, aber es fast darauf ablegte, daß seine Seminaristen sich auch einmal jenseits der gestrengen Seminarordnung freuen konnten. In Dankbarkeit seien diese Worte geschrieben, und sein Andenken sei in Ehren erneuert.

Wir glauben es gern, daß Martin Krimkorn es ernst nahm; aber entgegen seinem Vorsatz hat ihn doch „Widriges, Beengendes, Menschliches auf seinem Weg zum Apostolat irregemacht“ (365). Die Tatsachen, die Kneip anführt, zum Teil nicht richtig wiedergegeben, sind herausgerissen aus dem großen Kampf, den der deutsche Katholizismus um seine Form besteht, in dem die hüben und drüben Stehenden, trotz aller menschlichen Einseitigkeit, mit bestem Willen und heiliger Absicht arbeiten, aus einem Kampf, der einen großen katholischen Dichter zur Schilderung verlocken mußte. Er sollte aber keinen Restbestand bitterer Erinnerungen in sich tragen, sondern mit geläuterter Seele *sub specie aeternitatis* schreiben. Die Kirche, die über ihren Ruf wachen und die Schwachen vor Schwierigkeiten behüten muß, tut recht daran, wenn sie, wie z. B. der Borromäusverein, gegen Kneips Darstellung sich wehrt, mögen sich auch darüber Menschen, die in ihren Türmen sitzen wie der Bund rheinischer Dichter, noch so sehr entrüsten. Weiß doch jeder, daß mit solcher Abwehr nur der Un-

gereifte bewahrt, der Urteilsfähige aber nicht verhindert werden kann und soll, „Porta Nigra“ kennen zu lernen.

Der literarische Kritiker wird an erster Stelle fragen, wie die beiden Welten, denen Krimkorn angehört, einander gegenübergestellt sind. Der Dichter sagt eindeutig, daß die geistliche Welt seinem Helden in einem feierlichen Augenblick eine Höhe des Lebens besagt, für die man schon alle Opfer bringen darf. Aber das ist für Martin und seinen Dichter eine Wertschätzung, die sie übernehmen. Beide bleiben in einer Vorhalle stehen; die innern Grundgesetze des übernatürlichen Domes, sein Reichtum und seine Harmonie werden nicht innerlich erkannt und verkostet. Seelische Hemmungen lähmen den Dichter, die Menschlichkeiten seiner Umgebung hindern den Helden, mehr zu sehen als den Staub, den die Jahrhunderte über die offenbare Herrlichkeit gelegt haben. So steht eine wunderbar farbige Natur unversöhnlich neben einem finstern, von Tyrannen gehüteten Gebäude. Hier kann es für einen gesunden Menschen eigentlich keine Wahl geben, und ein innerer Kampf kann eigentlich nicht zustande kommen. Kneip hätte die beiden Reiche in ihrer Ergänzung und Zuordnung entfalten oder auch nach dem „Stirb und Werde“ darstellen können, daß man die Erde verbrennen müsse, um den Himmel zu gewinnen; in jedem Fall durfte er es nicht unterlassen zu zeigen, daß er die katholische Welt wirklich erkenne und werte, auch liebe in ihren Unendlichkeiten. Hier versagt er. Ja, wenn er den Juden Samuel sagen läßt, daß die wahre Religion, die große Religion der Menschheit älter als Moses, der tiefste Glaube an Gott so alt wie das Menschenherz sei, so wird wohl die eigene Meinung Kneips ausgesprochen, daß ihm das natürliche Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer die Höhe des göttlich-menschlichen Zusammenhangs bedeutet. Das sagt aber, daß er über den Schauern, den wonnigen und wehen, der innersten Abhängigkeit von Gott den eigentlichen übernatürlichen Gehalt des Glaubens vergessen hat. Dann ist aber die Spannung, in die Martin hineingestellt wird, eine Scheinspannung. Zu dieser Erkenntnis würde es ganz passen, daß Kneip einmal die katholische Kirche mit andern „Konfessionen“ und Religionen auf eine Stufe stellt und alle zusammen der großen und weiten Erkenntnis des „lebendigen“ Gottes (der Schöpfung) gegenüberstellt.

Es scheint, daß Kneip hier selbst nicht klar sieht. Es wird an seinem Beispiel deutlich, wie furchtbar der vergangene Naturalismus in Leben und Dichtung nachwirkt. Wohl beseelt Kneip wieder die Materie, wohl legt er wieder den Erdenball in die Hand Gottes, aber die Gotteswelt der Offenbarung ist ihm noch verschlossen.

Dieses Urteil ist nicht beeinflusst von der Tatsache, daß Martin auf dem Weg ist, seinen Priesterberuf aufzugeben, um in der Lebensverbindung mit Flur und Volk seiner Heimat einer neuen Sendung froh zu werden. Denn, wenn er nicht zum katholischen Priester berufen war, so konnte er auch nach katholischer Lehre dort nicht seine höhere persönliche Vollendung finden, mag auch in der allgemeinen objektiven Wertordnung der geistliche Beruf der Kirche höher stehen. Es hätte Kneip geradezu reizen müssen, diese Verschlungenheit darzustellen; es wäre nur ehrenvoll für

Martin, sich durchzuringen und dem ganz und groß erkannten geistlichen Ideal doch das ihm persönlich von Gott verliehene Talent vorzuziehen. Das ist Kneip nicht gelungen. Seine Augen haben nicht klar gesehen, was sich auch in falschen Tönen der Darstellung verrät, wie etwa an der Stelle, wo Pfarrer Goerdten von den Hierarchen spricht.

Darum hat der Dichter den auch literarischen Fehler gemacht, daß er die Menschlichkeiten und Fehler, die er an der Kirche wahrnimmt, nicht ins Tragische wendet. Er hätte z. B. an der Unterredung Martins mit dem Seminarregens (378) den Gegensatz der Generationen zeigen können und noch mehr die leidvolle Tatsache, daß der seiner Verantwortung bewußte Erzieher zukünftiger Priester die Würdigkeit der jungen fremden Menschen feststellen muß und doch dabei nur auf Äußerlichkeiten angewiesen ist, in denen er empfindenden Menschen zuweilen bitteres Unrecht tun kann. Kneip läßt das alles als finsternes Gewölk aufsteigen, das Martin den Weg zum Ziel verdunkelt, ja ihn veranlaßt, seine Arme schützend über seine sonnenüberflutete Heimat, die Schöpfung Gottes, zu breiten, um sie vor dem unheimlich drohenden Anspruch der Kirche zu bewahren.

Von dieser Stufe verlohnt es sich, auf Kneips Gemälde des Hunsrücks und seiner Menschen zurückzublicken. Ohne zu widerrufen, was oben zu seinem Lob gesagt wurde, stellen wir die Frage, ob aus katholischer, übernatürlicher Schau auch von der Natur und den natürlichen Menschen nicht mehr und nicht Besseres gesagt werden könnte. Der Dichter muß tiefer schauen als der gewöhnliche Erdenmensch; er muß deuten und lösen, was dunkel im Herzen schläft. Wie er die Natur belebt und Gott sichtbar über sie schreiten läßt, soll er auch die Brust der Menschen öffnen. So lebendig nun die Bauern des Hunsrücks vor uns treten mit ihren Sorgen, Hoffnungen und Eigentümlichkeiten, so fragen wir uns doch: Sind sie nicht mehr? Wir sehen sie schaffen und leiden — haben sie in sich noch eine geheimere Kraft? Wenn sie zur Kirche gehen, wallfahren, Weihkerzen anzünden, was denken sie eigentlich? Was lebt in dem schwindsüchtigen Knaben, der sich verzehrt wie ein geweihtes Licht? Hier gibt uns Kneip keine rechte Antwort. Ferner haben alle diese Menschen nicht die urwüchsige Kraft, deren Hauch uns in unmittelbarer Berührung mit ihnen anweht. Der Österreicher R. Billinger, der ebenfalls zum Priestertum bestimmt war und nun zum Dichter seiner Heimat wurde, kreist in fast faunistischem Irrsinn um heidnische Komplexe und macht so aus den Leuten des Innviertels bäurische Cyklopen in ungefügiger Kraft und ungebändigter Gier. Davon ist Kneip natürlich weit, weit entfernt; aber seine Heimatliebe ist von einer Art, die alles in süßes und weiches Licht taucht, wo das Knorrige und Kantige erfreut, ohne zu verwunden, wo das Leidvolle das Mitgefühl weckt, aber nicht das Schaurige des Todes in gewaltiger Kraft uns beugt und im Innersten der Seele aufrüttelt. Die Ursache ist Kneips Naturreligiosität, der der Ernst der Unterscheidung zwischen Himmel und Hölle fehlt, die nicht vor der Allmacht erzittert und sich nicht dem Geheimnis unwiderruflich ergibt. Kneips Gottesverehrung mag gut sein für den Sommer mit Sonnenglanz und dem schmerzlichen Ahnen seiner Nächte und selbst seinen Gewittern, hinter denen der Regenbogen der Versöhnung

aufleuchtet, aber das Leben gibt mehr zu tragen. Dieses Mehr mit seinen Tränen und auch mit seinen Seligkeiten läßt der katholische Glaube sehen. Da Kneip scheinbar in diese Welt hineinführen will, in Wahrheit sie aber nicht erfaßt hat, täuscht sein Roman und erreicht auch nicht in der Zeichnung der natürlichen Welt die Kraft, Klarheit und Reinheit, die dem gläubigen Menschen erfaßbar ist.

Nun kann der Dichter in der Fortführung seines Werkes manches wieder gut machen. Hier hat er sich noch allzusehr mit seinem Helden gleichgestellt und dessen noch unfertiges Hineinwachsen in den Kampf der Welt als gereiftes Kämpfen und letzte Deutung geschildert. Die Zukunft und die Entfaltung der eigentlichen „Berufung“ mag Martin Krimkorn neue Erkenntnisse bringen. Das Leid des Krieges muß ihm das Geheimnis des Kreuzes entschleiern, muß ihm offenbaren, daß uns mit ihm eine neue Welt und wirkliche Erlösung gegeben ist. Sie hat nicht das Böse und das Menschliche der Diener Gottes ausgetilgt und vernichtet, aber sie heiligt den Kampf wider das Niedrige, sühnt die Schuld und gibt die innere Freiheit, mit der auch Gott den Weizen und das Unkraut zusammen wachsen läßt bis zum Tag der Ernte. Das als Dichter innerlich zu sehen, leidend sich selbst durchzuringen und der Mitwelt in gelöster Freiheit davon zu sprechen, möge die Dichterberufung Martin Krimkorns sein.

Umschau

Um Deutschlands Zukunft

Wenn heute zahlreiche Schriften über die Neugestaltung Deutschlands erscheinen, so ist das an sich kein gutes Zeichen. Es erinnert daran, daß Deutschland ein Patient geworden ist, um den sich viele Ärzte bemühen, ohne bisher sonderlichen Erfolg zu haben. Es wäre schon besser, unser Vaterland erfreute sich der Gesundheit, als daß soviel über seine Gesundung geredet und geschrieben würde. Aber da eigentlich niemand mit der deutschen Gegenwart zufrieden ist, begreift es sich leicht, warum immer wieder Versuche gemacht werden, einen rettenden Ausweg in eine lichtere Zukunft zu finden.

Weil uns Menschen der unmittelbare Einblick in die Zukunft versagt ist, so ist die notwendige und selbstverständliche Voraussetzung aller Aufbauarbeit eine klare Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse, wie sie sich geschichtlich entwickelt haben. Ohne solche Erkenntnis würden wir von einer Phantasiewelt ausgehen und auf Sand bauen. In dieser Hinsicht leistet ein kürzlich erschienenenes

Buch von Walter Gerhart¹ ganz vorzügliche Dienste. Es wirkt geradezu wohltuend, in einer Zeit der Schlagworte und der leidenschaftlichen Erregung eine klare, sachliche Untersuchung lesen zu können, die eine politische, wirtschaftliche und geistige Entwicklung verständlich macht, die sich vor unsern Augen abgespielt hat und abspielt. Vor allem werden die bewegenden und treibenden Kräfte im neuen Nationalismus aufgezeigt, und viel Licht fällt auf die immer wiederkehrenden Antithesen: Autoritärer Staat gegen parlamentarische Parteiherrschaft, totaler Staat gegen Zwiespalt von Staat und Gesellschaft, das Reich gegen humanitär-westlerische, an die „Ordnung von Versailles“ gebundene Demokratie.

Der Rückblick auf die Vorkriegszeit und ihre politische Geisteslage ist darum so aufschlußreich, weil er der vergeßlichen Mitwelt die schweren Versäumnisse des alten Systems ins Gedächtnis

¹ Um des Reiches Zukunft. Nationale Wiedergeburt oder politische Reaktion? 80 (X u. 212 S.) Freiburg i. Br. 1932, Herder. Kart. M 4.30, geb. 5.60.